

Kongress „Wachsende Kirche“, 11.-12.4.2008

„Die Liebe hat das scharfe Auge“. Diakonie als Chance für den Gemeindeaufbau

Kirchenrätin Heike Baehrens, Diakonisches Werk Württemberg

Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren,

„Die Liebe hat das scharfe Auge“ – ein Bildwort, das anspricht und doch auch ein Wort zum Nachdenken, weckt es doch viele Assoziationen.

„Die Liebe hat das scharfe Auge“ – Johann Hinrich Wichern, der Gründer der modernen Diakonie, hat dieses Wort geprägt in seiner berühmten Stegreifrede, die er auf dem Wittenberger Kirchentag 1848 gehalten hat. Glaube und Liebe, Evangeliumsverkündigung und diakonisches Handeln gehören für ihn untrennbar zusammen. Wichern hatte dabei immer zwei Blickrichtungen vor Augen: das Eintreten für die Schwächeren in einer Gesellschaft als persönliche Aufgabe für jeden Christenmenschen im Sinne des freien gemeinschaftlichen Engagements und er sah auf der anderen Seite eine staatlich-politische Verantwortung. Seine Grundidee von „Innerer Mission“ war, Glauben und Liebe als gleichgewichtige Grundelemente christlicher Existenz zu verstehen und dem eine institutionelle Gestalt zu geben – auch im Gegenüber zum Staat. Aus diesen Grundgedanken ist die neuzeitliche Diakonie entstanden. (Im Übrigen wollten alle Gründergestalten der modernen Diakonie den engen inneren Zusammenhang von Kirche und Diakonie; alle waren davon überzeugt, dass individuelle wie organisierte christliche Liebestätigkeit ein ganz ursprünglicher Ausdruck des christlichen Glaubens und deswegen ein unlösliches Element kirchlicher Existenz ist).

Bischof Wolfgang Huber, der Ratsvorsitzende der EKD, hat die Grundintention Wicherns vor wenigen Wochen in einem Interview in der Zeitschrift „Zeitzeichen“ – wie ich finde zutreffend und zeitgemäß – weitergedacht indem er formulierte: „Wir müssen heute das Verhältnis von Kirche und Diakonie, von Diakonie und Gemeinde neu bestimmen und ihm neu Gestalt geben.“ Nicht auf Glaube und Liebe möchte er sich beschränken, sondern – ganz im paulinischen Sinne - von Glaube, Liebe und Hoffnung reden: „Ich würde die Zusammengehörigkeit von Glauben und tätiger Nächstenliebe im Horizont der Hoffnung beschreiben und sie in der Zuversicht begründen, die Christen von anderen Menschen unterscheidet. (...) So sollten Gemeinden Klarheit darüber gewinnen, wo ihr Gemeindesein seinen diakonischen Ausdruck findet.“

Diesen Hoffnungsaspekt möchte ich gern aufgreifen, wenn ich nun im weiteren mit Ihnen darüber nachdenke, welche Chancen und Möglichkeiten im diakonischen Handeln der Gemeinde liegen und welchen Beitrag es zum Gemeindeaufbau, zum Wachstum der Kirche leisten kann

„**Diakonie ist Lebens- und Wesensäußerung der Kirche**“, so heißt es in der Grundordnung der EKD von 1948, und so ist es auch ins Diakoniesgesetz unserer Landeskirche von 1992 aufgenommen worden. Auch das Kirchenreformpapier „Kirche der Freiheit“ aus dem Jahr 2006 hat die hohe und bleibende Bedeutung der Diakonie für kirchliches Handeln hervorgehoben.¹ Der Theologe Hanns-Stephan Haas hat die Formel aus der Grundordnung aufgenommen und weitergesponnen: ² Diakonie sei im Leben der Gemeinde nicht nur eine „Lebens- und Wesensäußerung“, sondern eine „Lebensfunktion“. Sie ist für die Gemeinde so lebensnotwendig wie das Atmen für den Menschen.

Wenn wir das ernst nehmen, dann wird verständlich, warum so viel Verletzungspotential darin liegt, wenn das Auge der Liebe getrübt ist oder es vielleicht aus Scham nicht so genau

¹ Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD (Hannover 2006), S. 81ff.

² Ders., „Diakonische Gemeinde 2001“ in: ders., Diakonie Profil – Zwischen Tradition und Innovation, Gütersloh 2004 (LLG 15), S. 49-62, S. 50.

hinzusehen wagt. Ich denke an eine Kirchengemeinderätin, die davon erzählt hat, wie schlimm es für sie ist, dass ihr Sohn seit einem Jahr keine Arbeit hat und keiner jemals gewagt hat, sie darauf anzusprechen. „Herr, ich habe keinen Menschen“, so lautet auch die tiefste Klage des Gelähmten am Teich Bethesda (Joh 5,7). Gab es da kein waches Auge der Liebe?

Eine andere Situation aus dem Gemeindealltag: Sie planen einen Seniorenausflug. Frau Müller, die bei jedem Mittwochscafé dabei ist, meldet sich ab. Sie habe keine Zeit. Jemand erzählt ihnen, dass Frau Müller sich die Fahrt nicht leisten kann. So werden Sie auf Frau Müllers Problem aufmerksam. Bei einem offenen Gespräch stellt sich heraus, dass Frau Müller mit einer Mini-Rente auskommen muss, sich aber nicht traut einen Antrag auf Sozialhilfe zu stellen. Die Pfarrarbeitskasse ermöglicht die Teilnahme am Ausflug, aber eigentlich ist mehr nötig, oder?

Dreierlei Dinge lassen sich an diesem Beispiel aufzeigen. Zum einen liegt Not in unseren Gemeinden oft verdeckt vor. Es braucht schon den genauen Blick und die interessierte Nachfrage, um an den Kern einer Situation zu rühren.

Zum anderen wird deutlich, dass die Teilhabe an der Gemeinschaft, die wir in unseren Gemeinden pflegen, keine selbstverständliche Sache ist. Viele Menschen sind aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, weil sie arm sind, einem anderen Milieu angehören, wenig Bildung besitzen, weil sie sich fremd fühlen, von Behinderung betroffen, krank oder alt sind. Die diakonische Herausforderung an die Gemeinden besteht ganz allgemein gesprochen darin, niemand aus dem Blick zu verlieren, niemanden einsam werden zu lassen, der nicht allein sein möchte.

Als dritter Aspekt wird an diesem Beispiel deutlich, dass es für die Bewältigung von manchen Problemen den Rat von Professionellen braucht. Die Sozialberatung der Diakonischen Bezirksstelle kann Frau Müller weiterhelfen und mit ihr die notwendigen Anträge bearbeiten und ihr zu ihrem Recht verhelfen. Diakonisches Engagement in der Gemeinde braucht darum die Vernetzung mit anderen Akteuren im Netz der Hilfe.

Als Wichern dieses schöne Bildwort prägte „Die Liebe hat das scharfe Auge“ verwies er schon damals darauf, wie „beklagenswert“ es sei, wie wenig bekannt die bisherigen sozialen Aktivitäten der Kirche seien. Und er würdigte dann vor allem die vielen „Senfkorn“-artigen Aktivitäten, die insbesondere von Frauen geleistet wurden. Sie merken – obwohl dies 160 Jahre her ist – es gibt noch immer manche Parallelitäten (vorrangig Frauen)³. Was mir aber besonders wichtig ist an dieser Stelle: „Senfkorn“-artige Aktivitäten können's sein, aus denen diakonische Gemeinde entsteht. Es geht nicht nur um außerordentliche Herausforderungen und große Visionen. Es geht zu allererst um das Wahrnehmen im Kleinen. Auch das Unscheinbare kann zu Großem wachsen und bedeutsam werden. Darum: Auch kleine Schritte zählen. Darin liegt eine große Ermutigung.

Diakonische Gemeinde beginnt mit dem Wahrnehmen der Not.

Das kann ganz beiläufig im Alltag geschehen. Macht sich eine Gemeinde aber bewusst auf den Weg, diakonische Gemeinde zu werden, dann kann das auch gezielt und systematisch geschehen, etwa indem man seinen Sozialraum - über die Sonntagsgottesdienstgemeinde - hinaus erkundet und fragt: Wer wohnt hier, wo arbeiten die Menschen, welche gesellschaftlichen Herausforderungen liegen an? Gibt es z.B. genug Einkaufsmöglichkeiten für Ältere? Erhalten Alleinerziehende Unterstützung? Wo können die Jugendlichen sich treffen? Welche Not, welches Leiden fällt ins Auge und findet sich an bestimmten Brennpunkten? Welche Not, welches Leiden ist aufzuspüren, sichtbar zu machen, damit sich etwas ändern kann? Welche Not, welches Leiden liegt uns ganz besonders am Herzen, „vor unserer Tür“? Welchen Schwerpunkt wollen wir setzen – und anderes anderen überlassen? Welche sozialen und diakonischen Angebote versuchen diese Not, dieses Leiden bereits in der Gemeinde und ihrem Umfeld wahrzunehmen und vor Ort präsent zu sein? Welche Möglichkeiten der Vernetzung mit bieten sich an?

³ Wichern-Lesebuch S. 73 / Sämtliche Werke I, S. 160 Mitte

„Die Liebe hat das scharfe Auge“ – es geht um eine besondere Haltung der Aufmerksamkeit, die verbunden ist mit dem Impuls zum Handeln. Diesen Blick der Aufmerksamkeit kennen wir beispielsweise von klassischen Besuchsdiensten in überschaubaren Nachbarschaftsbezirken einer lebendigen Gemeinde. Dort zeigt die Erfahrung: wer sich mit dem Auge der Liebe auf den Weg macht, sieht schnell, wo der Bedarf liegt.

Die Hilfebedürftigkeit des Alters kommt da sofort in den Blick. Sie wird von jeher in unseren Gemeinden sehr ernst genommen. Besuchsdienste, Nachbarschaftshilfen und Diakonie-Sozialstationen kümmern sich um die Begleitung und Pflege älterer Menschen, die zuhause nicht mehr allein zu recht kommen. Krankheit und Alter sind Formen der Hilfebedürftigkeit, mit denen jede/r von uns in Berührung kommt.

Viele andere Gestalten der Hilfebedürftigkeit: Armut, Heimatlosigkeit, Fremdheit, Sucht, soziale Stigmatisierung und auch Behinderung sind im Alltagsleben der Kerngemeinde eher verborgen. In den letzten Jahren hat sich das vielleicht etwas gewandelt: Durch das Schwächeln der Wirtschaft wurde bspw. Arbeitslosigkeit plötzlich zu einem verbreitet auftretenden Phänomen. Die Kinder wohl integrierter Gemeindeglieder fanden den Einstieg ins Berufsleben nicht. Andere erfuhren am eigenen Leibe, wie schnell es mit dem Selbstvertrauen zu Ende geht, wenn die gesellschaftliche Bestätigung durch beruflichen Erfolg wegfällt und Geldmangel auch alle anderen Freiheiten einschränkt. Große seelische Nöte einzelner und die Hilflosigkeit einer ganz auf Leistung gebauten Kultur zeichnen sich hier ab.

Unter dem Namen „Hartz IV“ vollzieht sich ein Wandel des gesellschaftlichen Hilfenetzes, der Schneisen bis tief in den Mittelstand schlägt: Wie schnell ein über Jahre angespartes kleines Vermögen aufgebraucht ist, wie wenig Spielraum bleibt, die eigenen Kinder mit Nachhilfeunterricht zu versorgen oder ins Schullandheim fahren zu lassen, das sind nur einige der tief sitzenden Eindrücke bei den Betroffenen.

An einer anderen Stelle zeigt sich ebenfalls neuer Hilfebedarf: Die Zahl dementiell erkrankter Menschen nimmt zu. Mit der Lebenserwartung steigt die Wahrscheinlichkeit, Alzheimer oder eine andere Form der Demenz zu bekommen. Der Alltag eines Gemeindeseelsorgers und einer Gemeindeseelsorgerin ist durchwoben von Begegnungen mit Demenz-Patienten und ihren Angehörigen; ganz neue Konstellationen des Zusammenlebens entstehen; immer häufiger kehrt sich die Verantwortung am Ende des Lebens um, und die Kinder werden zu Verantwortungspersonen für die eigenen Eltern. Weitreichende Entscheidungen sind zu treffen, und die anspruchsvolle Betreuungssituation zerrt an den Nerven.

In einer Gesellschaft der Erwerbsarbeit, in der beide Geschlechter ihre Begabungen im Berufsleben entfalten möchten, stellt sich die Frage der Betreuung der hilfälligen Eltern ganz neu: Welches ist die geeignete Pflegeform für uns? Was können wir uns leisten, was verantworten?

Die Öffnung der Grenzen und das große Wohlstandsgefälle zwischen Ost und West führen dazu, dass neue Haushaltsformen mit ausländischem Personal entstehen, oft zusätzlich belastet durch die Situation der illegalen Anwesenheit.

Pflege alter Menschen - und ganz besonders auch pflegende Angehörige - brauchen in unserer Gesellschaft die Aufmerksamkeit der Gemeinde. Wie schnell jemand aus dem Blick gerät, wenn er seine freie Zeit dafür einsetzt, sich um einen pflegebedürftigen Menschen zu kümmern, sollte uns aufrütteln. Es muss unsere Phantasie anregen, wie wir Entlastung schaffen können. Austausch in Gruppen pflegender Angehöriger ist nur möglich, wenn jemand anderer die Aufgabe in dieser Zeit übernimmt. Verwöhnabende für pflegende Angehörige vermitteln Wertschätzung ... Ein weites Betätigungsfeld für unsere Krankenpflegevereine, für Nachbarschaft und Gemeinde. Denn Barmherzigkeit und Nächstenliebe sind durchaus keine unmodernen Worthülsen, sondern ganz aktuelle Herausforderungen, auch in einer Zeit, in der es ein staatlich garantiertes Anrecht auf Hilfe, Pflege, Therapie und sorgende Zuwendung in Form von Kranken- und Pflegeversicherung gibt. Denn das, was unsere Sozi-

alversicherungssysteme absichern oder alte Menschen als Dienstleistung bezahlen, ist nicht alles, was pflegebedürftige Menschen benötigen.

Wenn Pflege auch in Zukunft unter Wahrung der Menschlichkeit gelingen soll, brauchen unsere Diakoniestationen und auch die stationären Einrichtungen der Altenhilfe die enge Verknüpfung mit der Diakonie der Gemeinde, braucht es Hospiz- und Sitzwachengruppen, Freundeskreise, und auch Unterstützung im bürgerschaftlichen Sinne, Betreuungsvereine und vieles mehr. Denn erst die Präsenz und Beteiligung engagierter Menschen ermöglicht Erfahrungen von Normalität in einer Lebensphase, in der Menschen auf umfassende Unterstützung und Begleitung angewiesen sind.

Liebe Kongressteilnehmer und –teilnehmerinnen, Sie merken schon den Übergang. Das sehende, wahrnehmende Auge und die Liebe allein sind es noch nicht, die eine diakonische Gemeinde ausmachen. Es muss das Handeln hinzukommen.

Wer mit den scharfen Augen der Liebe schaut, dem wachsen viele Themen und Ideen entgegen, die zu diakonischen Gemeindeprojekten werden können. Und theologisch gibt es gute Gründe, solche Initiativen tatsächlich zu starten. Insbesondere die Sozialpropheten des Alten Testaments und Jesus selbst sind hier starke Vorbilder. In der Leidenschaft, mit der sich die alttestamentlichen Propheten für die Schwachen und Entrechteten eingesetzt haben, spiegelt sich die Parteinahme Gottes für Menschen, deren Lebensrecht und Würde infrage gestellt werden.

Jesus Christus hat sich ganz konkret besonders den Leidenden und Ausgegrenzten zugewandt. Er stellte dabei den einzelnen Menschen mit seinen Fragen und Bedürfnissen in den Mittelpunkt. Er ließ sich von der Not der Menschen anrühren – „es jammerte ihn“, heißt es an einigen Stellen. Doch dann packte er nicht einfach zu – nach dem Motto „ich weiß schon, was für dich gut ist“. Nein, er hatte eine andere Zugehensweise. „Was willst du, das ich dir tun soll?“ fragt er den Blinden vor Jericho (Mk 10,51). Jesus hat sich mit aufmerksamem Respekt auf sein Gegenüber eingelassen, hat den Blinden einbezogen, mit ihm sozusagen geklärt, was sein Bedürfnis ist. Erst dann hat er gehandelt. Das ist ein Hilfeverständnis, das uns anregen kann, unser eigenes Hilfehandeln zu reflektieren. Den Blinden am Straßenrand nicht einfach an der Hand packen und ihn über die Straße leiten. Vielmehr beobachten, ob Hilfe notwendig erscheint; ihn ggf. ansprechen, ob er Begleitung wünscht; erfragen, in welcher Form die Unterstützung hilfreich wäre

Das unterscheidet sich durchaus noch heute von dem, wie in manchen Hilfebereichen gehandelt wird. Hier sind wir noch immer Lernende – und ich denke, wir können gut noch heute von Jesu Leidenschaft für die Schwachen lernen und von seiner Art, dies zu praktizieren.

Gemeinde verstehen wir mit dem Apostel Paulus als Leib Christi (1. Kor 12): Die Vielfalt und das Miteinander der Verschiedenen macht das Gemeindeleben aus, und in diesem Zusammenwirken von Hand und Auge, Arm und Bein wird die Kirche verwirklicht. Die Begabungen des einzelnen sind ergänzungsbedürftig, allein kann niemand leben.

Umgekehrt bedeutet diese Verbundenheit, dass kein Glied verletzt werden kann, ohne dass der ganze Leib darunter leidet. Darum ist das scharfe, das wache Auge wichtig.

Nur eine Gemeinschaft, die auch dem scheinbar nicht nützlichen Glied seinen Platz gewährt, die auch einer Vielfalt vertraut, die nach individuellen Maßstäben nicht begründbar ist, kann sich voll entfalten. Dies ist eine wichtige Botschaft an unsere Gesellschaft, die umso intoleranter wird, je mehr sie sich den idealen, den leistungsfähigen Menschen auf die Fahnen schreibt.

Die besondere Aufgabe der christlichen Gemeinde im Kontext der säkularen Gesellschaft ist es, ein Gegenbild zur vorfindlichen Gesellschaft mit ihrem Leistungsideal und ihrem Kult des Starken, Durchsetzungsfähigen zu beschreiben.

Jesus hat zeitlebens Machtansprüche zurückgewiesen. Er vertrat die Umkehrung der Werte und lebte diese konsequent. „Aber so ist es nicht unter euch, sagte er; sondern wer groß

sein will unter euch, der soll euer Diener (diakonos) sein“. So lautet seine Antwort auf die Beobachtung über die Machtstrategien der Völker.

Gemeinden, die dies ernst nehmen, können beispielgebend Möglichkeiten entwickeln, das Zusammenleben so zu gestalten, dass alle daran teilhaben können. Sie können Raum schaffen, um alternative Möglichkeiten in die Tat umzusetzen. Dazu gehört auch der Einsatz für Gerechtigkeit und einklagbare Rechte. Denn schon Jesaja beschreibt ja in eindrücklichen Worten die Zuwendung zum gefährdeten Nächsten sogar als den wahren Gottesdienst: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut!“ (Jes 58,7)

Nun kann ich verstehen, wenn Sie mich jetzt ermahnen möchten: Hatten Sie nicht vorhin von den Senfkornaktivitäten gesprochen – und jetzt kommen die großen theologischen Visionen – wie sollen wir das in unserem Gemeindealltag alles realisieren? Darum will ich gern im nächsten Teil meines Vortrags noch einmal an ein paar konkreten Beispielen veranschaulichen, was hier möglich ist, ohne sich gleich zu überfordern und wenn Sie selbst ähnliches bereits tun, dann fühlen Sie sich bitte bestätigt und bestärkt in Ihrem Tun.

Sie werden sehen, dass es nicht die allumfassenden Programme sind. Auch kleine Initiativen können der Gemeinde ihr „Leib-Christi-Sein“ spürbar machen.

Beginnen möchte ich mit der zunehmenden Armut.

In dem Maße, wie sich die Armut in unserem Land ausbreitet, nehmen auch die Initiativen zu, Linderung oder Abhilfe zu schaffen. Tafelläden entstehen, Vesperkirchen und Diakonieläden, um die schmalen Geldbeutel in Zeiten von Hartz IV zu entlasten.

An dieser armutsorientierten Arbeit, die seit 15 Jahren zunimmt – inzwischen gibt es z.B. elf Vesperkirchen in Württemberg – haben sich zu Beginn die Geister kräftig geschieden. Auch das „scharfe Auge der Liebe“ ermuntert zu kritischen Fragen: Ist das nicht Rückfall in die reine Barmherzigkeitsarbeit? Wo werden das Selbstvertrauen und die Eigenständigkeit der Betroffenen gestärkt? Geben wir dem Gesetzgeber damit die Möglichkeit, die Leistungen für Hartz-IV-Empfänger abzusenken? Berechtigte Fragen, die darauf hinweisen, wie wichtig es ist, Hilfeangebote sehr sorgfältig auszugestalten und die Art des Helfens stets kritisch zu reflektieren, damit kein wohlütiges Gefälle zwischen Hilfebedürftigen und Helfern entsteht. Eine Gemeinde, die sich den scharfen Blick der Liebe aneignet, wird sehr bald spüren, ob ihr Engagement die Integration der betroffenen Menschen fördert oder eher lähmt.

Wer die Notlage der Betroffenen ernst nimmt, wird umgekehrt schnell merken, wie zynisch es wäre, einem Menschen, der vor Hunger keine Angel halten kann, die Fische zu verweigern.

„Arme habt ihr allezeit“ (Mt 26,11) heißt es im Matthäusevangelium. Das ist keine Sollbestimmung, sondern eine Erfahrung. Die Herausforderung heißt angesichts dieser Realität, nach Wegen zu suchen, wie „Zusammenleben auf Augenhöhe“ auch unter massiv unterschiedlichen Bedingungen möglich ist.

Die besondere Chance der Vesperkirchen liegt sicher darin, dass hier ein Raum geboten wird, wo sich gesellschaftlich sonst strikt getrennte Gruppen begegnen und das vielfach beschworene gemeinsame Leben tatsächlich, wenn auch fragmentarisch, gelebt wird. Plötzlich wird es zum Thema, wie die längst ausgestorben geglaubte Krätze zu behandeln ist, was es bedeutet, als Obdachloser auch nur einfachste Medikamente zu bezahlen, oder welches Krankenhaus einen Aidskranken aufnimmt. Armutsdiakonische Projekte bringen Zusammenhänge ans Licht, die man als bürgerliche Mehrheit dunkel befürchtet, die Unbehagen erzeugen, aber die im Alltag eher verschämt verschwiegen werden. Beispielhaft an der Vesperkirche ist auch der Projektcharakter des Konzepts und die Möglichkeit, sich nur für eine bestimmte Zeit im Jahr engagieren zu müssen. Der große Andrang an Freiwilligen, die mitmachen wollen, zeigt, wie entlastend und ermutigend dieser ehrliche Umgang mit Grenzen wirkt.

Einen zweiten Bereich möchte ich nennen, der mit dem ersten zusammenhängt, ist die Situation junger Menschen ohne weiterführende Schulabschlüsse. Die öffentliche Debatte um die Perspektivlosigkeit junger Hauptschülerinnen und Hauptschüler rüttelt zunehmend die Kirchengemeinden auf. In der Reutlinger Kreuzkirchengemeinde z.B. gibt es ein Job-Paten- und MentorInnen-Programm, das erfahrene Berufstätige und Ruheständler mit Schülern zusammenbringt, um sie in der Phase von Schulabschluss und Bewerbung zu beraten und zu begleiten.

Kirchengemeinden sind generationenübergreifende Gemeinschaften mit einer Vielzahl an Talenten und Fähigkeiten, und diese Tatsache gibt ihnen hier besondere Gestaltungschancen. In Reutlingen wird ganz gezielt auch die Kooperation mit der Diakonie und der Kommune genützt, um den Jugendlichen die bestmöglichen Startbedingungen zu geben.

Beispielhaft ist dabei, dass professionelle Diakonie und das Engagement der kirchengemeindlichen Basis sich auf gute Weise ergänzen. Das verweist darauf: Komplizierte und verfahrenere gesellschaftliche Probleme sind am besten im Verbund mit anderen Partnern im Netzwerk anzugehen und zu lösen.

Hier zeigt sich auch, dass Helfen-wollen und Problembewusstsein, - oder noch einmal biblisch gesprochen: Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, einander nicht ausschließen, sondern auf einander zuführen: Wer z.B. Schülern aus sozial schwierigen Verhältnissen begegnet und die Welt mit ihren Augen zu sehen lernt, wird über kurz oder lang auf die Rahmenbedingungen gestoßen, welche die Situation verhärtet: Schlechte Förderung in der Herkunftsfamilie, mangelnder Sprachunterricht, 3-gliedriges Schulsystem, fehlende Ausbildungsplätze.

Nicht erst Pisa hat es an den Tag gebracht, aber seit Pisa ist es unausweichlich, dass Bildung eine soziale Dimension hat, weil ohne sie weder gesellschaftliche Teilhabe noch gerechte Verhältnisse möglich sind.

Ein dritter Bereich, den ich noch einmal aufgreifen möchte, ist die Begleitung demenziell erkrankter Menschen in den Kirchengemeinden. Kirchengemeinden können hier eine Menge tun, um zu informieren und Ängste zu nehmen, aber auch, um zu entlasten und solidarisch Belastungen zu tragen:

Die Kirchengemeinde Sillenbuch beispielsweise hat gemeinsam mit der Diakonie-Sozialstation einen Besuchsdienst zur Entlastung pflegender Angehöriger ins Leben gerufen. In Ulm besteht inzwischen ein eindrucksvolles kirchlich-diakonisches Demenz-Netzwerk, und in Oberlenningen vernetzen sich im Rahmen des Projekts „Betreutes Wohnen zuhause“ die verschiedenen lokalen Dienste, um das häusliche Wohnumfeld für hochbetagte Menschen möglichst lange zu bewahren.

Vieles ließe sich noch aufzählen:

- Unterstützung für Familien, z. B. um junge Frauen zu entlasten, die mit Haushalt und Erziehung überfordert sind.

- Tauschbörsen für Talente (Kehrwoche gegen Schulaufgabenbetreuung, Babysitten gegen Frühjahrsputz)

- Kontaktstübe für Menschen mit psychischer Krankheit

- inklusive Gemeindearbeit mit Menschen mit und ohne Behinderung

- Instandsetzung einer Gemeindebegegnungsstätte für und von Aussiedlern (Münsingen).

Weitere Beispiele kennen Sie aus eigener Erfahrung und ich möchte Sie ausdrücklich ermuntern, solches Tun fortzusetzen und da oder dort weitere Schritte auf dem Weg zur diakonischen Gemeinde zu tun.

Die Liebe hat das scharfe Auge - Diakonie als Chance für den Gemeindeaufbau

Lassen Sie mich abschließend meine Gedanken noch einmal bündeln unter der Fragestellung, inwiefern Diakonie eine Chance für den Gemeindeaufbau darstellt. Dabei beschränke ich mich exemplarisch auf vier Gedanken, die ich nur kurz skizziere:

(1) *Ehrenamtliche gewinnen und beteiligen*

Menschen möchten sich engagieren und tun es gerne dort, wo sie sich wirklich gebraucht und gut begleitet fühlen. Diakonische Handlungsfelder von der Hospizarbeit bis zur Arbeit mit schwer erziehbaren Jugendlichen eröffnen dafür vielfältige Möglichkeiten. Für dieses Engagement lassen sich auch Menschen gewinnen, die der Kirche eher fern stehen. Wir sehen das oft in unseren Pflegeheimen, in denen es vielfältige Betätigungsmöglichkeiten gibt, die Ehrenamtliche aus allen Bevölkerungsschichten anziehen.

Entgegen der Befürchtung, diakonische Einrichtungen würden den Gemeinden Ehrenamtliche abziehen, ist eher das Gegenteil der Fall: über die konkreten Ansatzpunkte diakonischer Aufgaben lassen sich Menschen zum Ehrenamt bewegen und wieder Kontakt zur Kirche bringen, die bisher wenig im Gemeindealltag in Erscheinung getreten sind.

(2) *Gemeinden gestalten das Gemeinwesen aktiv mit*

Diakonische Handlungsfelder brauchen die Vernetzung zwischen Haupt- und Ehrenamt, Kirche und Kommune, öffentlicher Hand und privaten Sponsoren. Das Sich-Einbringen ins Gemeinwesen wird auch von der bürgerlichen Gemeinde sehr wertgeschätzt! Wer sich in einem diakonischen Feld engagiert, wird rasch in die bestehenden Netzwerke integriert. Über solches Engagement kann die Kirchengemeinde das eigene Gemeinwesen im Verbund mit anderen Akteuren prägend mitgestalten. Wie wichtig die Perspektive der Kirche für das Gemeinwesen sein kann, wird besonders am Thema Menschenwürde (Sterbegleitung versus Sterbehilfe, Pränataldiagnostik) deutlich.

(3) *Als christliche Gemeinde erkennbar sein – glaubwürdig leben*

Die anwaltschaftliche Rolle der Kirche für Ausgegrenzte wird auch von denjenigen respektiert, die politisch anderer Meinung sind. Das Eintreten für Menschenwürde und gerechte Lebensverhältnisse wirkt nach innen und außen identitätsstiftend. Ganz im Sinne von Bonhoeffers Aufforderung zum „Beten und Tun des Gerechten“ wird Gemeinde erkennbar als Gestalt von Diakonie.

Und in der Zusammenarbeit von Gemeinden und Einrichtungen wird darüber hinaus durch den intensiven Kontakt auch die Frage des geistlichen Profils der diakonischen Einrichtungen und Dienste neu thematisiert und angegangen. Dies ist laut „Kirche der Freiheit“ (S. 81) eine der drängenden Zukunftsaufgaben der Kirche.

Schließlich geht es – und das ist mir besonders wichtig - um die geistliche Dimension.

(4) *Geistliches Wachstum*

„Diakonische Gemeinde“ – darin steckt eine Verheißung und eine große Chance.

Diakonische Handlungsfelder bringen unsere Gemeinden in Kontakt mit Grenzerfahrungen des Lebens, mit Tod und Sterben, Orientierungssuche und existentieller Not. Solche Grenzerfahrungen führen oft zu Glaubensfragen, wecken schlummerndes Glaubenswissen. Altenpflegeheime werden zu spirituellen Lernorten, an denen der Umgang mit nachlassenden Kräften erfahrbar ist. Hospizgruppen begleiten bei Fragen nach dem Lebensende und dem Jenseits.

Ich komme zum Schluss.

„Ich verbeuge mich vor dem Herrn“, hat mal jemand gesagt. „Ich verbeuge mich vor dem Herrn“, wenn ich dem Kranken begegne, dem Bruder, der Schwester mich zuwende, mitleide, helfe, begleite, unterstütze, fördere

In einer so verstandenen diakonischen Gemeinde geht es um liebevolle und zuwendungsstarke Kontakte – um wahrhaftigen Austausch zwischen Menschen, der getragen ist von dem Bewusstsein der Einzigartigkeit jedes einzelnen Menschen und von der Gewissheit, angenommen und geborgen zu sein in der Liebe Gottes. Da gibt es dann kein Unten oder Oben, sondern nur ein Miteinander unter Menschen gleicher Würde.

Wo dieser Schritt gelingt, wird das Diakonische ganz tief in der Identität der Gemeinde verankert, und das Helfen nicht zu einer äußerlich-pflichtgemäßen Wohltätigkeitspraxis – und das dient allen.

Diakonische Gemeinde ist eine Form von Kirche, die den Geist der Liebe Gottes und seine Menschenfreundlichkeit ausstrahlt, die den Weg der Menschen im Rhythmus des Lebens kreuzt und präsent ist in unseren Städten und Gemeinden und auch an ihren Rändern. Eine solche Kirche bewährt sich in der Welt, in die die Erfahrung des Kreuzes hineingehört und die deshalb auch die dunklen Seiten des Lebens beleuchtet und mit anderen teilt.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Kirchenrätin Heike Baehrens
Stellvertretende Vorstandsvorsitzende des
Diakonischen Werkes Württemberg